

Ein Testament.

Novellette von Ida Boy-Ed.

Fräulein Justine Pfeilstücker sagte es sich jeden Tag, daß sie ganz genau wisse, ihr sei kein launiges Leben mehr beschieden. Sie fokettierte mit diesem Wissen und traf die umständlichsten Vorbereitungen, über ihren Nachlaß, der sehr reich sein würde, angemessen zu verfügen.

Diese Vorbereitungen auf ein halbdiges Ende waren eine wichtige Unterhaltung. Sie gaben dem letzten Lebensjahr von Fräulein Justine mehr Inhalt, als ihre verflorbenen fünfundsiebzig Jahre jemals gehabt. Diese waren in einer stillen Erbitterung hingegangen. Fräulein Justine war unliebenswürdig geworden, weil sie sehr häßlich war oder vielleicht auch umgekehrt.

Als sie jung war und sich in dem Wahn befand, einer reichen Erbin sei alles Glück vorher bestimmt — viele leicht käuflich zu haben — hatte sie sich auf das Hartnäckigste in den hübslichen Affessor Heuhenius verliebt und den Entschluß gefaßt, ihn zu heiraten. Aber dieser Entschluß war durchwegs einseitig geblieben.

Ihr Vater mochte den Affessor einladen, so viel es nur irgend anging, sie selbst mochte so viel Blicke und Andeutungen aufwenden wie möglich — umsonst. Als Heuhenius bald den Grund des starken Wohlwollens von Vater und Tochter Pfeilstücker erkannte, zog er sich zurück.

Diese Enttäuschung beherrschte nur das ganze Seelenleben von Justine Pfeilstücker. Sie nannte ihn bei sich einen Un dankbaren. Ihm zu vergehen machte ihr der Umstand unmöglich, daß er glücklich verheiratet schien. Wie konnte man glücklich sein mit einer solchen Pute von Frau, einem so schmalen Einkommen, fünf Kindern und Schulden! Justine war überzeugt, daß er Schuld an der Pute habe. Sie, die Pute, hatte auch kein Vermögen gehabt. Und das Gehalt des Bürgermeisters in dieser kleinen Stadt betrug viertausend Mark nebst freier Wohnung. Als Heuhenius den Posten bekam, sagte er doch alle: das sei noch ein Glücksfall für ihn.

Er sollte an ihre Hand denken. Er sollte bereuen, ihre Hand einst verfehlt zu haben. Er sollte sich alle Tage sagen: wie wäre mein Leben bequemer gewesen, wenn ich Justine Pfeilstücker geheiratet hätte.

Zabrans, jahrelang zermarterte sie ihr Hirn mit Gedanken, auf welche Weise sie sich am gründlichsten in sein Leben drängen könne, so daß er reuenvoll über gedachte und sein Herz von der Pute abwende.

Und wie sie nun so halb angenehm, halb argwöhnisch mit ihrem Testament beschäftigte, fand sie den Weg, sich an dem Mann und der Frau zu rächen. Sie bestimmte die Hälfte ihres Vermögens zu einer Stiftung. Von den Zinsen sollten junge Söhne dieses Bürger studieren. Der jeweilige Bürgermeister sollte diese Justine Pfeilstücker-Stiftung verwalten. Nach menschenlicher Berechnung blieb Heuhenius hier als Bürgermeister sitzen. Die andere Hälfte ihres Vermögens aber vermachte sie ihrem Jugendfreund, dem jetzigen Bürgermeister Paul Heuhenius, in treuer Erinnerung aus selbstlosem Herzen.

Daß sie mit dieser Handlungsweise das Richtige getroffen, befähigte ihr alsbald ihr Empfinden. Als sie ausfuhr, begegnete ihr Bürgermeister Heuhenius.

„Ach,“ dachte sie gefügt, „wenn du wüßtest!“

Im Grunde hoffte sie, daß man ihn schon sehr von ihrer Grobmut etwas züflichtere. Sie rednete geradezu mit einem kleinen Buch der Antivortschwiegenheit seitens ihrer Notare.

Ein andermal sah sie Frau Erna Heuhenius. Es war ein schöner Frühlingstag, Frau Erna hatte offenbar einen neuen Hauch auf — wahrscheinlich noch nicht bezahlt und wahrscheinlich noch die Ursache eines eheherrlichen Verhältnisses — und sah frisch aus Justine gestand sich zum erstenmal, daß diese Erna nicht übel sei. Aber was half es ihr. Triumphierend dachte Justine:

„Deine nette Larve hilft dir nichts. Meine Seelengröße wird Siegerin bleiben.“

Feurige Kohlen — o ja, das ist die tiefste, die feinste Rache.

Und Justine sprach immer mehr und immer lieber von ihrem Tode. Mardmal war es ganz merkwürdig in ihrer Phantasie: sie starb, ward ungewöhnlich ehrenvoll begraben und genoh doch als Mitbewanderin und Mitlebende den Effekt ihres Testaments. Ja, sie hatte Momente, wo sie es nicht für ausgeschlossen hielt, daß Heuhenius unter dem offensiven Einbruch ihrer Treue und ihres Edelmutthes sich noch scheiden ließ.

Aber eines Nachts wurde es doch klar, daß Gott diesmal kein Wunder thue. Justine Pfeilstücker nahm an ihrem Herzleiden das schnellste Ende, das ihr Doktor vorausgesehen.

Der Bürgermeister Heuhenius hörte die Todesnachricht und ward von einer leisen Bewegung überrascht. Das ist die Kraft des Todes: er schläft die verborgenen Schiene des Gedächtnisses auf. „Das arme Fräulein Pfeilstücker,“ dachte Heuhenius, „keibeler durch's Dafein gegangen. Meine Freuden ge-

habt und gemacht. Trotz all ihrem Geld.“

„Und er kam sich in all seinen Sorgen wie ein Krösus vor, mit seinen fünf prächtigen Kindern und seiner lieben Erna.“

Als er aber am Tage nach dem Tode seiner einstigen Verehrerin von ihrem Testament hörte — sie hatte die Eröffnung desselben auf vierundzwanzig Stunden nach ihrem Ableben bestimmt — war er stumm und starr.

So also hatte sie ihn geliebt? Ihr ganzes Leben treu die Reizung bewahrt, die er nicht hatte erwidern können? Wie das beschämend war!

Und wie falsch hatte er sie damals beurteilt. Arme Justine! Arme Justine!

Wer das gut machen dürfte! Aber an Gräbern kann man nichts gut machen.

Aber jetzt fiel es ihm ein: vor Jahren, als er hier Bürgermeister geworden, hatte er erwidern, sich mit Fräulein Pfeilstücker auf einen freundlichen Fuß zu stellen. Aber Erna hatte ihn abgelehnt. Auf einen dummen Klatsch hin.

Er fühlte sich so reuenvoll, als hätten er und die Seinen eine Reihe von Verbrechen gegen die arme Justine begangen.

D, auch Erna würde außer sich sein. Er rief seine Frau.

Sie brach in Thränen aus, die sich zu Weintränen steigerten. „Geerbt — sie, die von niemand etwas zu erwarren gehabt, erbt!“

Heuhenius stand ganz erschüttert. Jetzt erst erkannte er, wie sein Weiß sich abgeartet hatte.

Als die Thränenfluth versiegt und das erste Delirium der Freude vorbei war, wollte Erna aber wissen, wieso Justine Pfeilstücker dazu komme.

Heuhenius berichtete von Justines Liebe und wie er diese und ihren Werth unterschätzte.

„Es war ein Ton in seinem Vortrag, der Erna nicht gefiel.“

„Dich reut's wohl, daß du sie damals nicht genommen,“ sagte sie heftig und ging hinaus.

Zu seinem Schrecken mußte Heuhenius noch wenia Tagen erkennen, daß seine Frau von einer wirklichen nachträglichen Eifersucht erfaßt war. Das Vermächtnis sei nur verständlich, wenn die alte Freundschaft in aller Stille weiter bestanden habe.

Da Heuhenius sah, daß seine gute Frau aller Vernunft bar zu werden schien und sich jeder Phantasie und jeder Einflüsterung hingab, sprach er eines Tages, um den Frieden seiner Ehe wiederherzustellen, das große Wort aus, daß er die Erbschaft nicht antreten wollte.

Aber da ward aus dem murrenden Unfrieden offener Zank unter völligem Frontwechsel der Anschauungen Frau Erna's. Sie war nie eifersüchtig gewesen. Keinen Augenblick. Auf eine so häßliche alte Jungfer! Aber die edle That Justines verdiene nicht den Un dank, daß man ihr Erbe ablehne. Er ward wohl toll. So ein Mann! Unter Kuratel müsse man ihn stellen!

Der Friede blieb dahin. Nur die Tonart des Zankes hatte gewechselt. Die vernünftige Erbschaft! Heuhenius klagte sich einmal zu seinem Freund, dem Rechtsanwalt Müller, aus, demselben, der Justines Testament hatte aufsehen müssen. Und als er davon sprach, daß Justine doch habe Segen stiften wollen, und daß sie bis jetzt mehr Ungegnen geküßelt, sah ihn Müller so seltsam an. So durchdringend, so warnend, so vielbeutlich.

Der Blick ging Heuhenius förmlich nach.

Noch am selben Tage ging er, seinen munteren Jüngsten an der Hand, nach dem Friedhof.

Er dachte mit ganzer Sammlung der Verstorbenen, wie er sie gekannt, wie nachher die ganze Stadt sie gekannt.

Das Bild war sehr einheitlich: egoistisch, geldstolz, unliebenswürdig, menschenfeindlich. Nur ein Zug wachte nicht hinein: eben ihr Testament. Wenn sie ihn treu und selbstlos geliebt, weshalb fand sie dann nicht Mittel und Wege, seine Kinder an sich zu ziehen, diesen Freunden zu machen? Aber vielleicht hatte sie etwas romantisch und verschämt sich gelegentlich heimlich seinen Kindern genähert. Er neigte sich zu seinem Jungen herab.

„Kannst du Fräulein Pfeilstücker?“

„Ne“, sagte der Junge und warf seine Mühe nach einem Kofschweifling, der ihm davor im Sonnenschein flatterte.

„Hat dich wohl mal eine Dame angesprochen und geküßt oder gestreichelt, eine Dame mit schwarzen Haaren, einer goldenen Brille und ein paar großen Wargen auf der Nase — die Dame hinkte ein bißchen.“

Der Junge rief erfreut: „Ach, die Altsche, die neben Pastors wohnt? Re“. Die mocht' mich nicht leiden. Als ich mal bei Pastors beim war, sagte sie: „Das ist ja wohl ein Heuhenius'scher Bengel — ganz so häßlich wie seine Mutter.“ Da hab' ich ihr 'ne lange Nase gemacht. Und Heini auch. Und die Junge haben wir auch ausgefrecht.“

Sie fanden gerade schon am Grabe. Heuhenius war ein Mann von nüchternem Verstand. Doch aber schien's ihm, als lächere ein leises höhmisches Lachen in sein Ohr. Und er war ein Mann, für den sonst nur Thatfachen sprechen. Aber jetzt hatte er eine Eingebung, und die bewies ihm mehr als alle geschriebenen und beglaubigten Worte.

Er begriff, daß Justine Pfeilstücker sich an ihm rächen wollen, und daß sein Freund, der Rechtsanwalt, diese ihre Absicht auch erkannt.

„Arme Justine,“ dachte er, „noch viel ärmer, als ich geglaubt.“

Als er mit seinen Schritten heimging, wußte er, was er wollte und mußte.

Der Kampf mit seiner Erna war nicht leicht. Sie wollte nichts von einer Ablehnung der Erbschaft hören, mochte er ihr immer bedereder vorkommen, daß man bisher glücklich, frei, stolz, satt und gesund gewesen, und daß es ihren prächtigen Künften im Leben nicht an gutem Fortkommen fehlen werde. Erna war gerührt, aber nicht besiegt.

Da sprach Heuhenius bitter und traurig:

„So soll denn Justine Pfeilstücker ihren Zwed erreichen. Sie hat ihre Rache. . . . Ich kann nicht mehr so groß von dir denken wie bisher, und unsere Ehe bleibt getrübt.“

„Nein,“ rief Frau Erna und fiel ihrem Mann um den Hals, „ihren Willen soll sie nicht haben. Deine Liebe soll sie mit nicht nehmen. Lehne die Erbschaft ab.“

Und mit Erstaunen sah die Stadt ihren armen Bürgermeister Hunderttausende ablehnen. Aber sie sah auch die Familie sich noch lustiger und glücklicher als bisher erfolgreich durchs Leben schlagen.

Endlich.

Humoreske von Hermann Ritter.

Das ist ja jambs, Herr Affessor, daß Sie gerade heute gekommen sind, verführte der Rentner Bierweg seinem Gaste. Dabei leuchtete sein von einem hübschen, ergarnten Barte eingefasstes rothes Gesicht auf wie ein Feuerschein, und seine kindlich gutmüthigen Neuglein bildeten fast väterlich-jährlich zu dem jungen Manne hinüber. „Ich habe da Entdeckungen gemacht in den letzten Tagen, fuhr er fort, Sachen gesunden, großartig, sage ich Ihnen. Sie bestätigen mir alles, was ich bisher auf Grund meiner physiologischen und phrenologischen Studien vermuthete. Aus allen Papieren habe ich da charakteristische Eigenschaften gefunden an Personen, die ich schon längst zum Gegenstand meiner Studien machte. Ah, ich sage Ihnen, es gibt Hallunken in der Welt. Sachen kommen vor, ungläublich! Aber beurtheilen kann man doch Niemand, jeder ist eben ein Produkt von Geburt und Erziehung.“

Er machte eine Pause und sah den jungen Mann an, als wolle er an dessen Gesicht die Wirkung seines letzten Ausspruches studiren. Der Affessor schloß sich erwiderte mit verbindlich bejahendem Lächeln diesen Blick, obwohl sein Inneres aufstöhnte in verzweifeltem Jammer. Er war heute, wie schon verschiednenmal, aus der Stadt zu der am Waldrand liegenden Villa Bierweg hinaufgefahren, um die Tochter des Hauses endlich einmal allein zu treffen und eine Erklärung herbeizuführen, nach der sein Herz lechzte. Aber es war ihm heute ergangen, wie jedesmal bisher. Er war gleich dem Vater in die Hände gefallen, sah ihn wieder wie festgenagelt gegenüber und mußte sich von dessen Studienweisheit einer etwas konfusen Mischung aus Anthropologie und Phylantropie überlassen lassen. Der Alte hielt ihn wegen der Geburt, mit der er stets seinen Betrachtungen standgehalten hatte, leider nun einmal für den gleichzeitigen, seltenen Geistesverwandten, nach dem seine mittheilungsbedürftige Seele schon lange vergeblich suchte. Den wahren Hrod der häufigen Besuche ahnte der harmlose Vater Bierweg nicht. Die Gattin war ihm schon seit Jahren gestorben, und so entbehrte er gänzlich des weiblichen Beraters, den Väter heirathsfähiger Töchter so dringend bedürfen.

Sehen Sie, lieber Freund, schwahte der Alte vergnügt weiter, ich bin stets glücklich über Ihren Besuch. Sie sind mir ein Beweis, daß der Idealismus noch nicht ganz ausgestorben ist, daß da unten in dem Neste noch Menschen leben können, die für die Wissenschaft schürfen. Wissenhaft! Du lieber Gott, wer denkt heute daran! Nachstuden, weiter gibt es ja nichts. Weisheit, gut genug eben, um das tägliche Brot möglichst reichlich zu verdienen und es, wenn thunlich, seinem lieben Mitmenschen vor der Nase wegzuschneiden. Die Jugend wuchs früher auch anders auf wie heututage. Sie wurde nicht volkgeprobt mit Thatfachen, sondern zu moralischen, veranugten und gesunden Menschen erzogen. Glauben Sie mir, lieber Freund, es gab damals glücklichere Menschen, als man noch sang: „Freut euch des Lebens“ und „Lied immer Treu und Redlichkeit.“ Man lebte mehr mit der Natur und war deshalb gemüthvoller. Ein jammervolles Geschlecht wächst heute auf, aber man darf sich nicht darüber wundern, der Mensch ist eben ein Produkt aus Geburt und Erziehung. Die Anthropologie . . .

Der Affessor wand sich in innerlichen Schmerzen. Das Stidwort, auf das sein Gattgeber immer zurückkam aus allen Irrgängen seiner Betrachtungen, schaltete ihn auf zu einem verdammtesten Verluste, diesen von dem wildwuchernden Stedenpfers herunter zu bringen.

Sie haben sich auch eine reizende Segend hier ausgesucht, um der Ruhe und dem Naturgenuß zu leben, unterbrach er eifrig.

Genieß, antwortete der Alte begeistert. Es ist ja wunderschön hier. Morgens, wenn ich erwache, habe ich die herrlichen Wälder vor mir, sehe die Sonne über die Berge steigen, höre das Vogelkonzert hinter dem Hause. Dann spaziere ich durch meinen Garten und bin der glücklichste Mensch von der Welt. Aber die Fähigkeit, so still zu frieden zu genießen, habe ich mir doch nur durch meine Studien erworben. Die Anthropologie . . .

Der Affessor zuckte zusammen. Da sah der gute Alte ja schon wieder bei seinem Leitmotiv, wie die aufgeschwungene Fliete auf dem Honigtopf. Ihr schönes Gartenreich bietet Ihnen noch allein schon reichen Naturgenuß, fuhr er mit trampfahstem Muthe dazwischen.

Der Garten ist meine Welt, mehr brauche ich nicht, versicherte strahlend der Rentner. Da grabe, säe, pflanze ich. Das ist gesund und gibt vernünftige Gedanken. Sehen Sie, mein lieber Herr Affessor, die ganze Menschheit wäre unheiliger, wenn sie nicht mehr auf dem Lande arbeitete. Ihre Erziehung wäre vernünftiger, sie hätte natürlichere Einbride. Das Produkt von Geburt . . .

Fräulein Elfriede hilft gewiß fleißig im Garten? meinte der Affessor. Gewiß hilft sie. Sie ist ein gutes Kind. Aber der Aude ist doch ein Garten auf die Dauer zu eng. Sie muß jumeilen hinaus. Friedchen ist heute Nachmittag drüben in den Buschwald zum Erbbeerstauden gegangen.

Dem Affessor stieg siedendheiß ein Entschluß auf. Die Gelegenheit mußte wahrgenommen werden, selbst auf die Gefahr hin, den Schwiegersvater in spe etwas zu vergrämen. Er erhob sich plötzlich wie von einer Feder aufgeschmetzt. Sie vergehen gewiß, Herr Bierweg, saate er mit menschemöglichster Verbindlichkeit. Ich beabsichtige eben, nur im Vorbeigehen Ihnen guten Tag zu wünschen, und wollte, da ich den ganzen Tag im Bureau sah, noch einen kleinen Spaziergang unternehmen. Sie beurlauben mich gewiß auf ein Stündchen. Auf dem Heimwege werde ich mir erlauben, nochmals vorzusprechen, und die interessanten Dokumente anzusehen. Sie wissen ja, wie ich die Ergebnisse Ihrer Studien bewundere. So und mehr redete im Galopp tempo der Affessor bis zur Stuben Thür und ließ den Phylantropen in einigem Erstaunen zurück.

Draußen streifte er in schnellen Schritt dem Buchenwald zu. In einigen Minuten hatte er ihn erreicht und stieg eilig nach dem bekannten Erbbeerstaudenplatz, einer steilen Waldwiese, hin. Er sah nichts von der Schönheit des Sommertages, von den Lichtstrahlen, die durch das Laubdach auf den Waldpfad fielen. Sein Geist war mit nichts anderem als mit seiner Werbung beschäftigt. In den letzten Tagen hatte sich ein niederträchtiger Fortkritt auffallend viel in der Nähe der Villa Bierweg zu thun gemacht. Gepeiniget von dem Gedanken, er könne diese günstige Gelegenheit für eine Erklärung doch noch verfehlen, rannete er weiter.

„Willst, Willst, der Herr Affessor,“ schrie da plötzlich eine Kinderstimme vor ihm.

Der Affessor stand wie angewurzelt auf dem Waldpfade und ein ägerliches, halbblaues Donnerwetter! slog über seine Lippen. Da waren ja Willst und Lilly, die gräßlichen Zwillinge, auch im Walde und bei ihrer Schwester Elfriede. Er hätte sich das ja denken können, aber er hatte neben der heulenden Vorstellung von einem Alleinsein mit der Geliebten keinen anderen Gedanken Raum gegeben.

Da kamen beide schon mit dem Kriegsruf „Der Herr Affessor!“ den Hang hinunter gelaufen. Zwei Paar nodler, brauner und diefsch gersundener Beine polterten abwärts durch Laub und Fallholz, zwei helle Kinderkleider flatterten auf und dann hing rechts und links je einer der zehnjährigen Frechlinge am Arm des Affessors, zu beiden Seiten bildeten ein Paar Taugenichtsauge jählich auf und zwei beerdenschmierte Mäulchen fragten: „Haben Sie uns auch etwas mitgebracht?“

„Nein, Kinder, nein,“ versicherte der Affessor mit schmerzlichen Lächeln und blickte auf die Arme seines hellen Sommeranzuges, den die nicht allzu reinlichen Hände umklamerten. „Ich konnte euch nichts mitbringen, wußte ich doch nicht, daß ich euch auf meinem Spaziergange traf.“

Links und rechts verzog sich schamollend ein Mäulchen. Dann fragte Willst: „Wußten Sie denn auch nicht, daß Frieda im Walde ist?“

„Woher sollte ich das denn wissen,“ sprach wehmüthig der junge Mann. Willst sah Lilly, Lilly sah Willst an. Dann knufften sie sich hinter des Affessors Rücken und brachen in ein tolles Gelächter aus.

Dieser zwana sein empörtes Gemüth zur Ruhe. „Wo ist denn Fräulein Elfriede?“ fragte er harmlos. „Also, Sie wollen sie doch einmal besuchen?“ meinte Willst mit einem Versuch, aus ihrer Heiterkeit in selbstamen Ernst überzugeben. „Die wird sich sicher freuen.“

„Glaubst du?“

„Gewiß, ich weiß, daß sie sich freut,“ versicherten beide, dann zuckte es wieder in ihren Schelmengesichtern, und ohne erschütternden Grund begann nochmals ihr beleidigendes Lachen. Elfriede hatte sich von dem Rasen am Waldrand erhoben, wo sie Beeren: in ein Körbchen ordnete, und war auf

den Lärm hin einige Schritte den Kommenden entgegengegangen. „Frieda, der Herr Affessor,“ brüllten die Zwillinge und schlepten den Freier im Geschwindschritt heran.

„Kinder, schämt ihr euch denn nicht?“ zürnte Elfriede. Dann schritt sie auf den jungen Mann zu und reichte ihm ertröhend die Hand.

„Welches Glück, Sie hier zu treffen,“ sprach strahlend der Affessor. „Er ist ganz zufällig in den Wald gekommen,“ rief Lilly, und Willst hefte hinzu: „Er hat uns deshalb auch nichts mitgebracht.“

„Aber Kinder, ihr seid ja unerschämmt,“ schalt Elfriede. „Verzeihen Sie, Herr Affessor, die Kinder wachsen, seit wir hier auf dem Lande wohnen, wirklich auf wie die Wilden. Papa ist zu nachsichtig, und Sie kennen ja seine Schwärmerei für natürliche Erziehung.“

Der junge Mann machte ein Gesicht, als sei er umstände, alle Ungezogenheiten der lieben Jugend in einem verdäunten Lichte zu sehen. Ein guter Gedanke war ihm gekommen. Er zog ein Geldstück hervor und sagte lächelnd zu den Kindern: „Ich muß mich entschuldigen, daß ich die übliche Biere vergessen habe, aber ihr habt flinke Beine und seid gewiß in zehn Minuten bis zum Konditor am Markte gelaufen. Dort kauft ihr euch etwas Leckeres.“

Die Zwillinge erhoben ein Freudengefühl und ranneten mit dem Geldstück davon, während der Affessor mit der bealüchten Miene eines Mannes, der alle Hindernisse vor seinem Ziele beseitigt sieht, sich wieder an Elfriede wandte und abermals begann, in bededten Worten das Glück dieses Zusammenstreffens zu preisen.

Jedoch die Zwillinge blieben noch hundert Schritten schon stehen und vertieften sich in einen erregten Flüster-Disput. Dann schlenkerte Willst zurück und Lilly folgte mit verdorrter Miene.

„Lilly will nicht gehen,“ schmolzte Willst. „Willst meint, ich müsse alle Wege laufen,“ sagte Lilly.

„Aber ihr kommt doch zusammen gehen,“ meinte Elfriede mit einer Verdrossenheit, die den Affessor entzündete. Es ist doch nicht nötig, daß wir beide durch die Hitze rennen, erklärten die Zwillinge entrüstet. „Dann warten wir lieber bis heute Abend.“ Sie nahmen eine tugendhaft-gleichgültige Miene an und ließen sich hinter dem Baare im Grase nieder. Bald aber begann wieder ihr Getuschel und Gelächter, das jeder Blick, den die Schwester oder der Affessor ihnen zuwarfen, zu einem unerklärlichen Lachen mit zusammengepressten Köpfen steigerte. In dem jungen Manne loderte der Aerg, aber er begnugte sich und nach einem von allgemeinen Redewendungen ausgefüllten Gespräch mit seiner Nachbarin, fragte er freundlich zu den Zwillingen hingewendet: „Wollt ihr mir denn nicht einige Erbbeeren pflücken?“

Sie waren beide sofort bereit, dergestalt ihre Dankbarkeit auszudrücken. Aber sie entfernten sich nicht weit von dem Baare, das sie nicht aus den Augen ließen. Bald kam Willst zurück mit der bedauernden Erklärung: „Ich finde kein Erbbeeren mehr!“

„Ich habe etwas,“ sagte Lilly überlaut. Sie rannte herbei und hielt Willst die ausgetrocknete Hand hin, aus der ein braunes Grasfröschchen sprang. „Pfui!“ So ein ekliges Thier, freistrich diese; sie sprang zurück und stieß dabei unermüht den vor ihr stehenden Affessor berat an, daß dessen heller Strohhut abfiel und wie eine Scheibe den Wiefenhang hinunter tollerte.

„Der Hut, der Hut!“ jauchzten die Zwillinge und tollten hinter dem Flüchtling her wie junge Dachshunde hinter einem rollenden Garntümel. „Die Ungezogenheit ist wirklich zu arg,“ sagte Elfriede, entrüstet aufstehend.

Aber der Affessor sprach mit fliegenden, lodenden Worten! „Endlich ein Augenblick des Alleinseins, theure Elfriede! Seit Wochen sehne ich mich danach, Ihnen endlich einmal sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe, Sie zu fragen —

Mehr war nicht nötig. Ein glühendes Roth stieg in das Gesicht Elfriedens. Verschämt hob sie ihre Augen und sank dann an die Brust des jungen Mannes, ber einen Kuß auf ihre freischen Lippen drückte.

Da erschallten auch schon wieder die Stimmen der Zwillinge. „Lilly, Lilly,“ schrie Willst, „er hat sie endlich geküßt, ich habe es gesehen!“ Lilly ranneten die Tausendische mit dem Hri herauf zu dem Baare, das sie, eng umschlungen, erwartete. Atkemlos fragte Willst: „Habt ihr euch wirklich einmal geküßt?“ Lilly sekte dourtsdook hinzu: „Warum habt ihr es nicht geküßt, als wir dabei waren, all die Zeit haben wir schon darauf gemartet!“

Man stieg abwärts der Villa zu, die Zwillinge voraus in tollem Zagen, bald Willst vor Lilly, bald Lilly vor Willst. „Papa, Papa,“ hörte das Liebepaar, das ihnen langsam und mit häufigen Rückunterbrechungen folgte, sie bald unten im Garten rufen, „Papa, Frieda, der Herr Affessor! Seid er, wir haben es gesehen!“

Vater Bierweg war außer sich vor Erstaunen, Glück und Färslichkeit. „Mein lieber Herr Affessor,“ sagte er, „liebe Frieda, ihr habt meinen reichsten Seegen. Ihr habt beide gut gewählt, ihr werdet glücklich sein. Natürlich Menschen zeigen stets ein rich-

tiges Empfinden, fühlen sich zueinander hingezogen.“

Er betrachtete sie gerührt, sein gutes Antlitz strahlte. Wie in seliger Selbstvergessenheit murmelte er: „Natürliche Menschen sind gute Menschen, werden glückliche Menschen. Und jeder Mensch ist nichts als ein Produkt von Geburt und Erziehung.“

Wißige Kritik.

Kritiker: „Ja, ja, zwischen Ihnen und Homer giebt es nur einen Unterschied.“

Dichter: „Und der ist?“

Kritiker: „Homer schrieb im Schlafe und Sie schlafen, wenn Sie schreiben.“

Gut geschmeichelt.

Herr: „Ach, Fräulein, Sie sind der reinste Prozeß!“

Fräulein: „Wie so?“

Herr: „Nun, Sie schweben so.“

Falsch aufgefaßt.

Dame: „Was muß ich sehen, Anna, Sie haben einen Schatz?“

Dienstmädchen: „Ja, gnädige Frau, zwei sind mir zu viel.“

Erklärt.

„Was ist eigentlich der Vater von Deinem Schatz?“

„Schemler.“

„Dum sagtest Du auch, sie wäre ein überliches Wesen.“

Druckfehler.

Der Schlichtermeister lag, als die Freunde ihn abholen wollten, noch in seinem jetzt (Zeit) und schnarchte.

Die praktische Frau.

Er: „Aber liebe Frau, schon wieder einen neuen Hut. Dein voriger ist noch ganz gut erhalten.“

Sie: „Den kannst Du ja für Dich umändern lassen!“

Selbstbewußt.

Berühmter Dichter: „Wollen Sie die Meise sein, Erna? . . . D sagen Sie ja, und Sie machen mich zum Glücklichen der — Unsterblichen!“

Darum.

Sohn: „Mit dem Lehrer, der meinen Sohn unterrichtet, bin ich sehr zufrieden.“

Er: „Ihr Sohn ist doch beim Examen durchgefallen?“

Er: „Wohl, aber der Lehrer heirathet meine Tochter.“

Unverfroren.

„Das ist doch rein zum Verzweifeln mit Ihnen, Lefete! Ich warte jezt bereits die volle Stunde auf Sie!“

„Ja, ja, gnädige Frau; man glaubt gar nicht, wie lang einem die Zeit wird, wenn man wartet.“

Kalauer.

„Frau, ich habe Dir hier das Werk von Hansen, „In der Nacht und Eis“ mitgebracht. Wenn Du das in den Eisschrank legst, erparst Du das Eis.“

Wißverhändnis.

„Was haltet Ihr denn heute in der Schule?“

„Wir haben Sätze über den Tisch gemacht.“

„Ja, war denn Turnstunde?“

Zweideutig.

Lehrerin (in der Geographiestunde: Sagen Sie mir, Elsa, wodurch ist Afrika bedeutungslos?“

Schülerin: „Es ist das Ziel vieler Hochzeitsreisender.“

Ein magnetisches Experiment.

Wenn man bei trockenem Wetter über ein dünnes Blatt Papier mit einer Bürste oder mit der Handfläche verschiedene Male auf- und abstreicht, so wird man finden, daß das Papier in ganz kurzer Zeit in so hohem Grade magnetisch geworden ist, daß es an der Hand oder am Fing festhält. Deteres Papier, z. B. eine Postkarte,



wenn in derselben Weise magnetisch gemacht, wird kleine Sachen wie Kort- thellchen u. s. w. anziehen.

Wenn man z. B. einen Spazierstock auf der Leine eines Stuhles hängend ohne daß man ihn anfäßt, ihn irgend- wie beweal oder an den Stuhl rüht, Alles, was man zu thun braucht, ist, eine Postkarte über ein Licht oder eine Lampe zu halten, bis sie ganz warm oder trocken jst; dann reißt man sie auf dem Rodärmel und hält die Karte ganz dicht an den Stod, welcher der Karte folgen wird, gerade wie eine Nadel einem Magneten, bis der Stod von selbst zur Erde fällt.